



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Petsch, Robert: Unsre Volksmärchen in Afrika

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bedrohen, dann sollte die Nachbarschaft auf den Ruf der Brandglocke zur Dämpfung des Feuers herbeieilen. Eine ebenfalls noch ungedruckte Verordnung vom 24. Mai 1701 sagt, daß jährlich große Felder umgehackt und gebrannt würden, wobei die Schafrist und die Wildbahn große Beeinträchtigung erleide; darum werde bei 25 Goldgulden Strafe das Umhacken, Brennen und Besäen des Moores verboten, es sei denn, daß zuvor eine schriftliche Erlaubnis dazu eingeholt sei, die zugleich die Größe des zu brennenden Ackers genau angeben müsse.



Unsre Volksmärchen in Afrika

Von Robert Petsch



aß rege Interesse, das man heute auch in weitem Kreise unsern Kolonien entgegenzubringen pflegt, hat zu einer größern Wertschätzung der Völkertunde überhaupt geführt, die aus unscheinbaren, dilettantischen Anfängen zum Range einer exakten Wissenschaft erhoben, durch staunenswert reiches Material gefördert und durch straffe methodische Zucht gestählt zu haben Adolf Bastians unsterbliches Verdienst bleibt. Gerade er hat vor allem auch dem Seelenleben der Naturvölker seine Aufmerksamkeit zugewandt und damit der Volkskunde, die ja gerade den Äußerungen gemeinsamen Gedankenlebens in Sitte und Brauch, Dichtung und Glaube nachgeht, den Weg geebnet. So wird denn auch bei den „wilden“ Stämmen heute eifrig nach Sagen und Märchen, Liedern und Rätseln geforscht und manche reiche Garbe in die Scheuern eingebracht. Etwas mehr treten die alten Kulturvölker der außereuropäischen Länder zurück, und gerade in Afrika, das jetzt aller Blicke auf sich zieht, wäre ein ungemein dankbares Forschungsgebiet, der berberische Nordwesten, vielleicht für immer brach liegen geblieben, und diese eigentümliche Kultur von arabischem Wesen so überschwemmt worden, daß eine spätere Aufdeckung unmöglich gewesen wäre, wenn sich nicht ein trefflicher jüngerer deutscher Gelehrter, der Leipziger Orientalist Hans Stumme mit gründlichen Vorkenntnissen und Liebe zur Sache an die Arbeit gemacht und mit gleich glücklicher Hand, wie sein französischer Vorgänger Basset, reiche Ernte gehalten hätte. Aus seinen Sammlungen hat er vor kurzer Frist eine neue Gabe den Orientalisten sowohl als den Märchenforschern beschert: seine „Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis in Nordafrika.“*)

*) Leipzig, J. G. Hinrichs, 1898.

Stumme ist im Sammeln unermüdlich. Nicht nur in Afrika, im lebendigen Verkehr mit den Eingebornen, deren Sitte und Sprache bis in die kleinsten Dialektnuancen hinein er beherrscht wie kein anderer, sondern auch in Europa ist er eifrig am Werke. Sobald eine Akrobatentruppe, eine reisende Arabergesellschaft in Deutschland auftritt, bei der es etwas für ihn zu lernen giebt, scheut er die Reise nicht — und die Früchte bleiben nicht aus. So hat er mit dem soeben heimgegangnen Orientalisten Socin zusammen der Gelehrtenwelt den Dialekt der Houwara in Marokko erschließen dürfen, indem er bei einer Truppe zufällig einen sechzehnjährigen Burschen dieses Stammes fand, dem er seine Sprache, seine Märchen und Rätsel ablernte. Im Publikum hat man kaum eine Ahnung von der Schwierigkeit eines solchen Beginns. Zu der natürlichen Unbegabtheit des Versuchsobjekts, seinem mangelhaften Denk- und Ausdrucksvermögen auf der einen, zu der natürlichen Lust, den neugierigen Frager hinter's Licht zu führen auf der andern Seite, tritt noch die Schwierigkeit der fremden Sprache, die meist sehr schnell gesprochen wird, und die sich vor allem dem Dialekte der Umgebung — in diesem Falle waren es Schlus aus Marokko — so überaus rasch angleicht, daß schon nach wenig Monaten jedes Bemühen, die ursprüngliche Sprechweise wieder zu erkennen, fehlzuschlagen pflegt.

Auch die neue Veröffentlichung bringt neben den Texten, die im Original und in trefflicher Übersetzung mitgeteilt werden, eine Skizze des Dialekts, d. h. die erste wissenschaftliche Grammatik des Tripolitaniſchen, die mit sicherer Beherrschung aus dem Rohmaterial herausgearbeitet ist, und ein Wörterbuch. Für den Nichtorientalisten wird ja die Übersetzung das Interessanteste sein.

Unsre Märchen, unsre Lieblinge von den Tagen der Kindheit an, die wir noch immer mit inniger Freude genießen können, wenn wir uns nur ein kindliches Herz bewahrt haben, finden wir hier am Rande der Wüste wieder. In grauen Tagen der Vorzeit an einem noch unbekannten Mittelpunkt in reichster Fülle aufgesprossen, in Indien zuerst zu didaktischen Zwecken auf das köstlichste ausgedichtet, sind sie, wohl durch Vermittlung der Araber, nach Afrika gedrungen; dieses Volk, das im geistigen Austausch der Völker eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie einst die Phönizier oder heute die Engländer im Welthandel, hat die Keime der schlichten Wundergeschichten, die es von weither überkam, so gut zu den Suahelinegern wie zu den Berbern oder nach Spanien und damit nach Europa übertragen.

So sind es denn altvertraute Motive vom Däumling und vom Menschenfresser, von Allerleirauh und Sneewittchen, die wir hier wieder antreffen — aber alles in orientalischem Gewande. Denn darum eben dürfen wir von tripolitaniſchen, von tunesischen, von französischen und deutschen, ja von ostpreussischen und bayrischen Märchen reden, weil jedes Volk, jeder Stamm den alten Keim zu neuem, eigenartigem Leben auftreibt, weil überall das Volk das überkommene Gerippe des Märchens mit Blut von seinem Blut erfüllt, mit Fleisch von seinem Fleisch umkleidet.

Auch die Märchen haben ihre Geschichte. Sie werden dem Zeitgeschmack entsprechend umgestaltet, manches Motiv geht spurlos verloren, andre hinterlassen noch Zeichen ihres einstigen Daseins, die nun unverständlich werden, andre werden auf Grund äußerer Ähnlichkeiten der Handlung, oder innerer in der Zeichnung des Helden, miteinander verschmolzen u. s. f. Gerade unsre tripolitanischen Märchen zeigen die Neigung zur Länge. Nachdem wir dem Helden durch eine Reihe von Gefahren gefolgt sind und mit ihm gefürchtet, gelitten, gekämpft und durch die Worte der Geliebten Trost empfangen haben, müssen wir mit ihm heimkehren und in Gegenwart seiner Verwandten die ganze Geschichte noch einmal genießen. Das ist orientalisches Schwelgen im Erzählen, der Gegensatz zu unserm Geschmack, der nach Knappheit und Einfachheit schaut. Auch die Übertragung verschiedener Motive auf eine Person ist beliebt. So gut wie wir haben die Tripolitaner ihren Eulenspiegel, den Dschuha, der gleich unserm Bauern im Märchen vom „guten Handel“ den Juden um Geld, Tier und Kleidung betrügt, dann aber sich selbst zu Schaden bringt, indem er die auf dem Markte gemachte Erfahrung, daß eine tragende Kuh sich leicht verkaufe, in verkehrter Weise beim Ausbieten seiner Tochter anwendet und nun keinen Schwiegersohn bekommt.

Die oft im Märchen ausgesprochne Ansicht, daß der körperlich Zurückgebliebne geistig um so weiter voranstehe, ist am kräftigsten in der Däumlingsgeschichte ausgesprochen, die sich ja in Immermanns „Tulifantchen“ schon zu einem kleinen Roman erweitert hat. So sind auch in unsrer Sammlung alle möglichen Anekdoten von kleinen und scharfsinnigen Menschen auf das „Hälschen“ übertragen, dessen Geschichte wir hier kurz betrachten, und an der wir auch einige Stilbeobachtungen machen wollen.

Gleich im Eingang sind zwei weitbekannte Motive miteinander verknüpft. Wir wissen auch in deutschen Märchen von kinderlosen Paaren, die auf übernatürliche Weise die Erfüllung ihrer Wünsche erlangen. Im Orient sind da besonders zwei Abarten solcher Erzählungen beliebt. Entweder giebt ein Unbekannter dem Ehemann einen Apfel — das Symbol der Fruchtbarkeit —, nach dessen Genuß die Frau einen Knaben zur Welt bringen soll, oder die Frau bittet um ein Kind, „und sei es auch nur eine Spanne lang“ u. dergl., welcher Wunsch dann wörtlich in Erfüllung geht. Auch erscheint das Apfelmotiv nach beliebter Märchentechnik wohl verdreifacht, sodaß zugleich mit dem Knäblein dem Manne auch ein Zauberfüllen aus seinem Pferde und ein wunderbares Tunge von seinem Falken beschert werden, die dann später dem Helden auf dem Wege zum Glück behilflich sind. In unserm Märchen ist das Motiv sogar verzweifacht — eigentlich recht zwecklos.

Ein guter Alter beschenkt ein kinderloses Paar mit zwölf Äpfeln, die die Frau essen soll. Da sie aber einen halben Apfel ihrer Schwester giebt, so ist das zwölfte der Kinder nur „ein halb fertig gewordner Mensch,“ dafür aber schlauer als die andern zusammen. Als die Tungen herangewachsen sind, sollen sie sich aufmachen, um die zwölf Töchter ihres Oheims zu freien. Unterwegs

verlockt sie eine Alte, unter dem Vorgeben, die Tante der Knaben zu sein; Hälbchen aber wittert Unrat und warnt die Brüder vor dem Menschenfresser und seiner Frau, wird aber verlacht. Ganz ähnlich nun, wie „Däumling“ im deutschen Märchen die Krönlein der Riesentöchter im Finstern sich und seinen Brüdern aufsetzt, so vertauscht „Hälbchen“ das weiße und das rote Tuch, das die Menschenfresserin über die beiden Betten gebreitet hat, in deren einem die zwölf Buben liegen, während im andern ihre zwölf Töchter schlafen. Als die Alte des Nachts kommt, tötet sie ihr eigen Fleisch und Blut, und nur die jüngste Tochter bleibt am Leben; da schwört sie Hälbchen grimmige Rache. Dieser bringt inzwischen seine Brüder zu dem richtigen Dheim und bekommt als Jüngster die jüngste Tochter zur Frau. Da sie aber die Hübscheste ist, so erweckt er den Neid seiner Brüder. Das ist ein neues Motiv, wie es ja auch Tieck in seinem Däumlingsdrama hübsch verwertet hat. Kraft der Erinnerung nun an andre Märchen, wo neidische Brüder den Jüngsten zu besseitigen suchen, tritt jetzt eine Umbiegung der Erzählung ein.

Gerade wie im Märchen vom „goldnen Vogel“ lassen die elf ihn in einen Brunnen fallen und nehmen seine schöne Braut mit sich. Wieder folgt ein neues Motiv: das von den „hilfreichen Tieren“; ein Fisch im Brunnen giebt ihm eine Schuppe, die er in der Not verbrennen solle. Das Motiv wird aber später eigentlich nicht mehr berührt. Es stammt eben aus der Geschichte von dem betrogenen Jüngsten und seiner wunderbaren Rettung. Da aber unser Märchen plötzlich wieder zum Anfange zurückschwenkt, so blieb die Schuppe unverwertet und läßt die Naht der Erzählung erkennen — ein Fehler in der Komposition. Es folgt nun eine köstliche Reihe von Gaunerstreichen, die mit frischem Humor, wenn auch nicht ohne manche Roheiten, erzählt sind. Hälbchen geht nämlich, wie die beiden Marien in der „Frau Holle,“ unter dem Brunnen ruhig fort und trifft eine alte Bekannte — die Menschenfresserin, die ihn sofort mit sich nimmt, um ihn für ihren Mann zu schlachten. Wir nähern uns also dem Hänsel- und Greteltypus. Schon hat der Unhold Brennholz herbei geschafft — er vollzieht im wesentlichen immer die Befehle seiner an Geist und Bosheit ihm weit überlegenen Frau —, als Hälbchen den Vorschlag macht, sie sollten ihn doch erst tüchtig mästen. Mit der Mahnung: „Fleisch, Schmalzbutter und Rotwein, damit werde ich fett,“ verschafft sich der Schelm eine lange Reihe guter Tage. Überhaupt giebt er in lustigster, ganz unbeforgter Weise selber alle Anordnungen.

Er schickt die beiden Alten aus, um die Nachbarn zum Schlachtfeste zu laden, während er selber mit ihrer Tochter das Brennholz hackt, dabei dem Mädchens unversehens den Schädel spaltet und entflieht. Auf übernatürliche Weise gelangt er auf einen eisernen Turm ohne Thür. Er selbst giebt nun wieder dem Menschenfresserpaare die Anweisung, wie er zu fangen sei. Sie sollten nur den Turm glühend machen und ihn dann umstürzen. Als aber dann die Riesen den glühenden Turm umstoßen wollen und schließlich mit den Köpfen dagegen rennen, verbrennen sie alle, und nur das Weib bleibt übrig.

Nachdem er ihr noch auf eine hier nicht wiederzugebende, aber höchst unsaubere Weise Seife und Wasser verschafft hat, spielt sich eine Szene ab, die auf das lebhafteste an Kasperles Streiche auf dem Puppentheater erinnert. Überhaupt ist sie dramatisch belebt. Aber, liebes Hälbchen, ruft die Menschenfresserin, werde ich dich niemals einfangen?

Du willst mich einfangen? Ja, ich habe dir schenßlich mitgespielt! Na, komm nur her und töte mich.

Wie soll ich dich denn töten?

Das ist ja ganz leicht.

Wieso?

Ich werde dir jetzt ein Seil herunterlassen; binde dich daran fest, und ich werde dich an ihm emporziehen!

Recht so! — Zieh mich jetzt empor!

Hast du dich auch fest angebunden?

Savohl!

Hab keine Angst.

Nein, ich habe keine Angst.

Als sie bald oben ist, läßt er das Seil los, und sie bricht sich den Hals. Er aber ruft ihr noch nach:

Gott sei dir nicht gnädig! Du hast mich schön angestrengt! Ich habe dich heraufgezogen, bis das Seil mir meine Hände wund rieb; aber nun bin ich dich los!

Raum aber ist Hälbchen dieser großen Gefahr entronnen, als ihm schon wieder eine Menschenfresserin, nur von einer mildern Sorte, begegnet. Sie erzählt ihm, daß sein ältester Bruder soeben im Begriff stehe, Hälbchens Frau zu heiraten. Er muß also auf schnellste Rückkehr bedacht sein, wie sie im Märchen öfters vorkommt — das weitverbreitete Motiv von dem „heimkehrenden Gatten“ —, wobei aber die hilfreichen Wesen immer ihr Opfer fordern, sei es, daß der Held nicht einschlafen darf, ohne mit Leib und Seele dem Reittiere — meist einem Teufel — zu verfallen, oder daß er sich Fleischstücke ausschneiden und seinen Helfer damit füttern muß, damit er nicht ermüde. In unserm Falle ist die Bedingung so gewählt, daß das Märchen dadurch abermals eine Verlängerung erfährt: die Menschenfresserin erbietet sich, Hälbchen zu seiner Frau zu bringen, aber sie verlangt dafür alle Söhne, die er von ihr gewinnen werde. Er sagt zu, und die Menschenfresserin bringt ihn nicht nur zur rechten Zeit zurück, sondern tötet auch, in einen Skorpion verwandelt, seinen ältesten Bruder durch einen Stich ins Ohr. Vor dem anfangs erzürnten Vater stellt sich bald die Unschuld seines Jüngsten heraus.

Als aber Hälbchen nun ein Söhnlein geboren ist, erinnert er sich voll Reue seiner Verpflichtung, und das alte Motiv von dem Kinde, das dem Teufel verschrieben ist, ihm aber durch List wieder abgejagt wird, erscheint hier umgebogen und wunderbar vertieft. Das Kleine wächst unter schweren Sorgen der Eltern heran. Eines Tags redet ihn die Menschenfresserin beim Spiel

auf der Straße an: „Sag deinem Vater folgende Rede: Ich will das anvertraute Pfand haben. Wann kann ich es abholen?“ Der Kleine vergißt die Bestellung des Auftrags, und am andern Tage wiederholt sich die Straßenszene. Diesemal aber steckt die Alte dem Kinde einen Ring an den Finger, und als bei Tische die Mutter verwundert nach der Herkunft dieses Schmucks fragt, erfährt sie zu ihrer Bestürzung, daß ihre Befürchtungen nun eingetroffen sind. Traurig kleiden sie am andern Tage den Kleinen aufs schönste an — es ist hübsch geschildert, wie er vor den andern Kindern mit seiner Herrlichkeit prahlt — und heißen ihn mit der fremden Frau fortgehn. Nach einem Jahre kann Hälbchen seiner Sehnsucht nicht mehr Herr werden — er kehrt zu der Stelle zurück, wo er damals die Menschenfresserin getroffen hat. Um Mitternacht erscheint sie auch und kennt schon den Grund seiner Angst. Denn seine Frau hofft, ihn zum zweiten male mit einem Knäblein zu beschenken, und er fürchtet, auch dieses zu verlieren. Auch möchte er sein erstes Kind noch einmal sehen. Das geschieht; aber der Knabe spricht: „Lieber Vater, laß mich los! Ich habe eine Mutter gefunden, die besser ist als meine Mutter, und einen Vater, der besser ist als mein Vater,“ und auf seine Fürbitte hin verspricht auch die Menschenfresserin, die andern Kinder Hälbchens zu verschonen. Da ist er zufrieden, wie die Mutter, die ihr Kind mit dem „Thränenkrüglein“ gesehen hat, und kehrt fröhlich heim.

Wir können der Geschichte reiches Lob nicht versagen, wenn wir nur bedenken, daß der Orientale von Rundung, Motivierung und Komposition andre Begriffe hat als wir. Und auch sonst spüren wir es in unserm Märchen, wie in allen der Sammlung recht deutlich, daß die Sonne des Orients sie ausreifen ließ. Da sind zunächst gewisse Motive, die gerade im Orient beliebt sind, wie die Einführung feindlicher Wesen als Verwandter, die auch in indischen Volksmärchen bekannt ist; hier verlockt etwa ein Dämon den jungen König in der Maske eines Jagdtiers in die Einsamkeit, nimmt dann seine wahre Gestalt an, tötet und frißt ihn, wofür der Sohn des Getöteten später dem Ungeheuer den Kopf abschlägt. Dieser Kopf aber redet dann der etwas beschränkten Mutter des Jünglings ein, er gehöre ihrem toten Gatten, und heßt sie zum Haffe gegen ihren Sohn auf. Auch die angenommene Maske fehlt in unsrer tripolitanischen Märchengruppe nicht. Da hat sich ein Menschenfresser in einen Mörser verwandelt, den ein junges Mädchen findet, aber immer wieder aus ihrem Korbe verliert, bis sie sich dem Fande zuliebe von ihren Gespiellinnen trennt und nun von dem Unhold, der plötzlich seine wahre Gestalt annimmt, entführt wird. Aber auch in der Stilisierung der Märchen ist der Orient sofort erkennbar. Wenn der Turm, auf dem Hälbchen sitzt, rotglühend wird, „wie eine Koralle,“ wenn Fürsten unerkannt durch die Straßen wandeln, Harun Alraschid in eigner Person auftritt, wenn der Mensch in nahe Beziehungen zu den Tieren des Morgenlands, etwa zu Löwen und Schlangen tritt, so spüren wir die Luft des fernen Ostens. Stil und Sprache stehn nicht zurück. Seine Gedanken kleidet der Orientale in Worte ein, er erzählt ausführlich,

was er vorhat, im Selbstgespräch: „Nach der Aussage des Mannes muß ich jetzt in der Nähe des Schlosses sein. Nun, ich werde heute nacht hier an der Quelle schlafen, und wenn es Morgen wird, wird sich ja das Schloß zeigen.“ Dabei braucht nicht einmal besonders erwähnt zu werden, daß der also angekündigte Plan auch wirklich zur Ausführung gelangt. Knapp und prägnant aber ist auch der Orientale, wenn er altüberkommene Weisheit in heimischer Prägung ausgiebt, in seinen Sprichwörtern. Eine That, eine Rede wird gern damit eingeleitet. Wenn die Fäden des Intriguengewebes so dicht verknötet sind, daß es kein Entwirren mehr giebt, und nur noch ein Zerreißen hilft, so heißt es wohl: „Wenn die Lüge retten kann, so kann es die Wahrheit noch viel eher.“

Auch sonst mischt der Orientale gern allgemeinere Gedanken in die Rede und vergißt nicht den frommen Entschluß: „Morgen — nun, ich hoffe, den Tag zu erleben — will ich dorthin gehn.“ Mißt er doch dem gesprochenen Worte eine große Bedeutung bei und ist eher als wir modernen Menschen zum Fluchen und Schelten geneigt. Da führt eine ganze Stufenleiter vom einfachen Schimpfwort: „Sau“ bis zu so raffinierten Verwünschungen wie jene, die ein Mädchen einem unheilverkündigenden Stiere zuruft: „Gäbe mir nur der Prinz dein Auge, so wollte ich mir einen Spiegel daraus machen lassen und mich von vorn und von hinten darin betrachten. Dich sollte er blind machen und nochmals blind, und deine Gurte sollte er zwischen deinen Vorderfüßen herumbaumeln lassen — sieben Tage und sieben Nächte.“ Oft genug folgt dem Worte die Erfüllung, wie denn der Menschenfresser der Schönen, die ihm entflieht, mit seinem Fluche einen Eselskopf und Basthaare anzaubert; Vergleiche mit Tieren und sonstigen verachteten Wesen sind gewöhnlich. „Du Hund und Sohn eines Hundes“ flucht der Marokkaner, und selbst den Wolf, der ihn bestohlen hat, nennt er: „du Judenjunge.“ Auch sonst wirft man dem Juden schlechte Eigenschaften vor, besonders Habsucht und Feigheit. Auch dem Schwarzen traut der Weiße nicht über den Weg, wenn er ihn auch als Schwächling verachtet. Oft genug nimmt der Fluch und die gehobne Rede überhaupt poetische Gestalt an, wie auch die Botschaft, die eine gefangne Jungfrau ihrem Geliebten bestellen läßt: „Es läßt dich Dschaniila grüßen, die auf einem hohen Schlosse wohnt, um das die Winde wehen, und das hin und her schwankt. Du aber, dein Herz verzage nicht und sei kein Thor.“ Da ist der Parallelismus nicht zu verkennen.

Orientalisch ist auch die symbolische Sprache der Freude und der Trauer, die etwa eine Frau im Übermaße des Schmerzes auf die Schenkel schlagen läßt; und wo das Lesen und Schreiben nicht allgemeine Sache ist, haben Zeichen und Symbole höhere Bedeutung als bei uns. Da muß ein Muttermal die Identität nachweisen, und wer einen Boten aussendet, muß ihn durch ein Stück seiner Kleidung legitimieren. In hohem Ansehen steht der Gast, insbesondre wenn er reich ist. Denn wenn schon in einem indischen Märchen ein Prinz hohen Lohn für die Warnung bezahlen muß, niemals bei seiner verheirateten

Schwester einzuführen, wenn er arm sei, so muß auch in einem tripolitanischen Märchen ein Kaufmann den Fluch der Armut spüren. Durch einen Bankrott ruiniert, kann er von seinem steinreichen Bruder nicht so viel geliehen bekommen, um seiner sieben niedergekommenen Gattin eine Helferin und ein Krüglein Öl zu besorgen. Als er aber gleich darauf als Pascha von Alexandrien in reichen Gewändern auftritt, da sind dem hartherzigen Schurken tausend Goldstücke nicht zu viel, um sich seine Gunst zu erkaufen. Im allgemeinen aber wird der Gast liebevoll aufgenommen und — wie bei Homer — nicht gleich am ersten Tage mit neugierigen Fragen nach Stand und Herkunft bestürmt, sondern seinen müden Gliedern Ruhe gewährt. Nüchterner freilich als über die Freundschaft denkt der Orientale über die Ehe, und der merkwürdigste Punkt in unsrer Sammlung ist auch die Stellung der Frau.

Die Ehe ist nichts als ein Kaufgeschäft. Ja, zwei Freunde, deren Frauen beide guter Hoffnung sind, vereinbaren noch vor der Geburt ihrer Kinder, daß sie diese zusammengeben wollen, falls das eine ein Knabe, das andre ein Mädchen sei. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Mann nur von der Schönheit einer andern Frau zu hören braucht und ihr sofort nachstellt; und wenn die Frau, in ihrem Harem eingesperrt, sich durch Puzsucht und Intriguenspiel für ihre verlorne Freiheit schadlos zu halten sucht. Dazu kommt natürlich eine unbezwingliche Neugier, zu wissen, was außerhalb des Gefängnisses vorgeht.

Auch die Schlus im südlichen Marokko singen: „Wer an einem Weibe oder an einem Feigenbaume vorübergeht, der richtet seine Blicke auf beide, und wenn auch nichts da wäre, weswegen er sich ihnen nähern sollte. Das Weib, der Wind, der Sklave, der Löwe und der Strom — wer von denen Gutes begehrt, kann doch nur Böses finden. Ihr Frauen, wenn meine Mutter nicht eine von euch wäre — so sollte ein Feuer für euch bereit sein, und man euch darin verbrennen! O Weibervolk, du böse Saat, du Oleandersamen! Wer den genießt, dem verbrennt er die Eingeweide, und mit seiner Ruh ist's aus!“

Aber selbst die rührende Pietät, die kindliche Liebe des Orientalen, die sich in diesen sonst so rohen Zeilen ausspricht, ist in Tripolis, wie es scheint, nicht zu Hause. An die graufigen Sitten der Vorzeit, wo die Alten einfach getötet, ja vielleicht verzehrt wurden, gemahnt der Anfang eines Märchens, wo eine alte Frau mit ihrem Sohne und ihrer Tochter in eine ferne Stadt zieht, „in der es kein Sterben giebt“ — wie sie sich mit schneidender, wenn auch unbewußter Ironie ausdrückt. Als der Sohn geheiratet hat und in die Fremde gezogen ist, wird die Alte krank, und auf den Rat der Nachbarn hat ihre Schwiegertochter nichts eiligeres zu thun, als sie dem Fleischer zum Schlachten zu verkaufen. Nur Leber und Lunge bleiben für ihren Sohn übrig, und er ist bei seiner Rückkehr ganz wohl damit zufrieden und steckt beides zu sich, um dann seine aus dem Mordhause entflozene Schwester aufzusuchen. Das mag nun eine Erinnerung an längst überwundene Zeiten sein, die Pietät mag heut in Tripolis ebenso groß sein, als in muhammedanischen Ländern

überhaupt — die Mißachtung der Frau ist jedenfalls geblieben. Schon das ist bezeichnend, daß nicht, wie im deutschen Däumlingsmärchen, die Frau des Menschenfressers die fremden Kinder schonen will, sondern gerade sie den Mordplan ausheckt und ihren Mann zu allen Grausamkeiten anspornt. Auch sonst ist der Vergleich mit deutschen Märchen lehrreich genug. Da haben wir eine Geschichte von der „Udea, die ihre sieben Brüder in die Fremde wandern ließ,“ die uns lebhaft an die Geschichten von den „zwölf Brüdern“ und den „sieben Raben“ erinnert. Aber von der rührenden Hingebung und Selbstlosigkeit, Naivität und Unschuld der deutschen Schwester zeigt das Mädchen von Tripolis recht wenig. Nachdem sie unter mannigfachen Gefahren ihre Brüder gefunden hat, schließen diese sie in ihrem Hause ein, da sie täglich auf die Jagd gehn, und geben ihr die wohlgemeinte Warnung, ja nicht das Haus zu verlassen und vor allem nichts zu essen als das, wovon auch die treue Kaze gegessen habe. Es dauert nicht lange, als sie um einer Bohne willen dieses Gebot übertritt und die Vorwürfe der Kaze mit Trotz erwidert. Die Kaze löscht ihr zur Strafe das Feuer im Hause aus, sodaß sie kein Essen bereiten kann. In der Ferne aber sieht sie im Walde ein Feuer, und ohne der Warnung ihrer Brüder zu achten, geht sie auf die Stelle zu und findet einen Menschenfresser, der ihr zwar Feuer giebt, aber auch einen Streifen ihrer Haut ausschneidet — eine Roheit, die in diesen Märchen und auch sonst in der Volksliteratur öfters vorkommt. Einen Raben, der freundlich ihre Blutspuren verwischt, damit der Unhold ihre Wohnung nicht auffinden kann, herrscht sie mit barschen Worten an usw.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutschland und China. Am 11. Juli hat Graf Bülow an die verbündeten deutschen Regierungen ein Schreiben gerichtet, worin er zunächst die Vorgänge und die Lage in China, soweit bis dahin der kaiserlichen Regierung sichere Kunde darüber zugegangen war, schildert, die militärischen Maßregeln, die vorläufig deshalb für nötig gehalten worden sind, mitteilt und die Aufgabe, die sich unsre Politik gestellt hat, offen darlegt. Mit allem Nachdruck wird zunächst den von chinesischen Staatsmännern in jüngster Zeit nicht ohne Geschick verbreiteten unwahren Darstellungen widersprochen, als ob die fremden Gesandtschaften selbst die vom besten Willen beseelte chinesische Regierung durch Provokationen der Bevölkerung und andre Fehler in die Unmöglichkeit versetzt hätten, ihnen hinreichenden Schutz zu gewähren. Der „böse Wille“ der chinesischen Regierung ist durch den Grafen Bülow vor dem Inlande und dem Auslande unwiderleglich dargethan worden, und selbst so meisterhaften Tügnern, wie die chinesischen Staatsmänner sind, wird es nicht mehr ge-